

# Kirche und Mission heute

## Zum Paradigmenwechsel im Missionsverständnis im 20. Jahrhundert

*Klaus von Stosch*

Der Gedanke der Mission hat wieder Konjunktur – zumindest in offiziellen Verlautbarungen der Kirchen. Dass Kirche missionarisch zu sein hat, wenn sie überleben will, ist auf all ihren Leitungsebenen anerkannt. Das Wort von der Neuevangelisation Europas macht hier schon seit Längerem die Runde und auch der Begriff „Mission“ wird verteidigt. Erstaunlicherweise wird dabei aber oft nicht auf spezifisch christliche Gründe für ein missionarisches Verständnis von Religion verwiesen, sondern Mission wird allgemein zum Wesensmerkmal von Religion erhoben. So behauptet etwa Kardinal Lehmann, dass ein missionarisches Bewusstsein der Gläubigen unverzichtbarer Bestandteil jeder Religion sei (vgl. Lehmann 2010, S. 149). Robert Spaemann sekundiert: „Nur tote Ideen existieren in der Form der friedlichen Koexistenz nebeneinander“ (Spaemann 2007, S. 150). Ein lebendiger Glaube dagegen sei immer intolerant (Spaemann 2007, S. 155) und Mission gehöre also unverzichtbar zur Gestalt und zum Zeugnis des Glaubens dazu (vgl. Lehmann 2010, S. 147). Gegen die angebliche Wahrheitsmüdigkeit unserer Zeit wird so immer wieder betont, dass ein lebendiger Glaube ausstrahlen und begeistern will. Gegen die herrschende Philosophie des Relativismus gelte es, die eigenen Wahrheitsansprüche wieder ernst zu nehmen, anzuecken und gegen den Strom zu schwimmen (vgl. Ratzinger 2005, S. 94f.).

Auffällig an all diesen Zeitdiagnosen ist, dass in ihnen ein allgemeines Unzufriedensein mit unserer Zeit durchschlägt und der spezifische Charakter des Christentums aus dem Blick gerät. Statt aus der besonderen Struktur des christlichen Glaubens seinen missionarischen Charakter abzuleiten und in einladender (eben missionarischer) Weise zu erklären, wird eine negative Zeitdiagnose zur Grundlage der Glaubensverkündigung und das spezifisch Christliche des Missionsgedankens wird hinter der allgemeinen Struktur von Geltungsansprüchen versteckt, die angeblich jeden Menschen dazu zwingen, missionarisch zu sein. Diese Strategie scheint mir gleich in doppelter Weise problematisch. Zum einen bin ich gar nicht so sicher, ob unsere Zeit tatsächlich so wahrheitsmüde und relativistisch ist, wie ihr von kirchlicher Seite gerne unterstellt wird. Zum anderen ist es auffällig, dass das Christentum in seinem Selbstverständnis und in seiner Geschichte missionarischer ist als andere Religionen und

dass seine Glaubwürdigkeit auch stärker darunter leidet, wenn es sein eigenes missionarisches Wesen nicht mehr versteht. Von daher kommt alles darauf an, gerade den Christen und Christinnen unserer Zeit wieder verständlich zu machen, warum ihre Kirche eigentlich wesenhaft und unverzichtbar missionarisch ist. Diese Begründung darf weder durch den Verweis auf angeblich ebenso missionarische andere Religionen und Weltanschauungen versteckt, noch darf sie mit der eigenen Unzufriedenheit über den Zeitgeist verknüpft werden. An dieser Stelle gilt es, Dietrich Bonhoeffers prophetischen Ratschlag zu beherzigen, die christliche Botschaft nicht an den Grenzen und Rändern menschlicher Existenz festzumachen, sondern den Menschen an seiner stärksten Stelle mit Gott zu konfrontieren. Bonhoeffer wörtlich: „Die Religiösen sprechen von Gott, wenn menschliche Erkenntnis [manchmal schon aus Denkfaulheit] zu Ende ist oder wenn menschliche Kräfte versagen – (...) immer also in Ausnutzung menschlicher Schwäche bzw. an den menschlichen Grenzen; das hält zwangsläufig immer nur solange vor, bis die Menschen aus eigener Kraft die Grenzen etwas weiter hinauschieben (...); – ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen“ (Bonhoeffer 1994, 30.4.44). Entsprechend scheint es mir wichtig zu sein, auch die Begründung des Missionsgedankens nicht an eine negative Zeitdiagnose und an Defizite des Selbstbewusstseins unserer Zeit zu knüpfen, sondern aus den Stärken des Menschen und aus der Mitte des Christentums zu begründen. Ich will in diesem Beitrag deshalb so vorgehen, dass ich nach einem kurzen Eingehen auf die Krise des Missionsgedankens in der Gegenwart (1.) den Missionsgedanken aus dem Kern christlichen Glaubens ableite (2.) und ihn auf dieser Basis begrifflich neu bestimme (3.). Auf diese Weise versuche ich den Missionsgedanken als diakonisches Zeugnis in Demut zu konturieren und mache so einen faktischen Wandel des Missionsgedankens im Laufe des 20. Jahrhunderts einsichtig (4.) (Abb. 272). Der so gewonnene Missionsbegriff scheint mir eine gute Grundlage für ein Neuverstehen von Mission im 21. Jahrhundert zu sein, der auch als heuristisches Raster für die durch diesen Band begleitete CREDO-Ausstellung

fungieren kann (In den Abschnitten 1., 3. und 4. dieses Beitrags wiederhole ich große Passagen meines Aufsatzes von Stosch 2012).

## 1. Mission in der Krise

Begriff und Sache der Mission befinden sich in Deutschland offenkundig in einer anhaltenden Krise und werden bis weit in die Kirchen hinein mit großer Skepsis betrachtet. In der öffentlichen Meinung innerhalb und außerhalb der Kirchen ist der Missionsbegriff so weit diskreditiert, dass der breite Hauptstrom der Christen gar nicht wirklich missionieren will. So zitiert etwa Jürgen Quack in einem neueren Artikel zu den Wandlungen im Missionsverständnis einen Mitarbeiter der Missionsabteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen mit der Klage: „Es ist zum Verzweifeln mit den Deutschen. Sie weigern sich, ihre besten missionarischen Aktivitäten als Mission zu bezeichnen“ (Quack 2011, S. 249).

Woran liegt diese konfessionsübergreifende Skepsis gegenüber dem Missionsgedanken gerade in Deutschland? Zunächst

einmal hängt sie sicherlich damit zusammen, dass der Begriff der Mission dadurch negativ aufgeladen ist, dass er im Zusammenhang der Eroberung und Kolonisierung Lateinamerikas gebildet wurde (vgl. Quack 2011, S. 247). Das klassische Verständnis von Mission ist mit allerlei Assoziationen und Konnotationen verbunden, die heute aus christlicher und humanistischer Sicht mit Argwohn betrachtet werden. Mission wird verdächtigt, nicht ernst zu nehmen, dass auch andere Kulturen und Religionen dem Christentum etwas zu geben haben. Die Nichtchristen erscheinen in diesem klassischen Verständnis wie Wilde, die Objekte der Mission sind und die notfalls mit Gewalt zu ihrem Glück gezwungen werden müssen. Auch eine antiökumenische Spitze wohnt dem traditionellen Missionsverständnis inne, insofern Christen bis heute am liebsten andere Christen missionieren (vgl. Bünker 2011, S. 37). Mittlerweile kann man sogar erleben, dass seitens charismatischer Bewegungen innerhalb der Kirchen selbst die Angehörigen der eigenen Konfession zu Objekten der Mission werden. Mission scheint nichts heilig zu sein, was nicht zu 100 Prozent dem eigenen Verständnis entspricht, und Missionare wirken so auf viele als engstirnige, bornierte und etwas anstrengende Zeitgenossen, von denen man sich besser

**272** Feierliche Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils am 11. Oktober 1962 in der Peterskirche, die als Konzilsaula diente.

fernhält, wenn man in Frieden leben will. „Missionarisch‘ zu sein wurde geradezu zum Inbegriff der Intoleranz und einer religionspolitischen Einstellung, die als koloniale Mentalität gebrandmarkt wurde“ (Gmainer-Pranzl 2011, S. 115f.).

In Deutschland dürfte die hier angedeutete Skepsis nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen mit totalitären Regimen im 20. Jahrhundert besonders ausgeprägt sein (Abb. 273). Die Deutschen haben einfach zu oft und zu nachhaltig erlebt, wie zerstörerisch das missionarische Gebaren einer Bewegung mit Absolutheits- und Heilsansprüchen sein kann, um den Kirchen an dieser Stelle viel Kredit einzuräumen. Während der Dialog der Religionen hoch im Kurs steht, ist der Missionsgedanke auf diese Weise in die Kritik geraten und vielen Christen selbst peinlich.

Hinter der Krise des Missionsbegriffs steckt aber noch eine viel tiefere Krise der Missionsidee und sogar der Missionsfähigkeit. Viele Christen haben verlernt, über ihren Glauben zu sprechen, und sind sich nicht sicher, ob dieser überhaupt noch mitteilenswert ist. Sie haben inzwischen so viel Respekt vor dem Fremden gelernt, dass sie dem Eigenen kaum noch trauen. Die Missbrauchsskandale der vergangenen Jahre haben da ihr Übriges getan, um das Vertrauen in die Kirche zu erschüttern. Christ sein, gerade in der katholischen Kirche, ist für die breite Mehrheit in unserem Land kaum noch etwas, von dem man gerne erzählt. Mission mit dem Ziel der Bekehrung von Nichtchristen bzw. der Gewinnung von Jüngerinnen und Jüngern Jesu entsprechend der Formel von Mt 28,18–20 kann so für immer weniger Christen als Leitbild fungieren und ist weitgehend diskreditiert. Will man den Glaubenden ihre Sprachfähigkeit zurückgeben und sie für den Missionsgedanken begeistern, ist es unerlässlich, diesen neu aus der Mitte des Christentums heraus zu begründen.

## 2. Mission als bleibendes Wesensmerkmal von Kirche

Die Mitte des Christentums besteht in dem Glauben, dass Gott in Jesus von Nazaret seine unbedingte Zuwendung zu den Menschen offenbart hat. Dabei ist die Einsicht zentral, dass diese unbedingte Zuwendung Gottes nicht bloß als Idee mitgeteilt, sondern in Leben, Sterben und Auferstehung Jesu von Nazaret Ereignis geworden ist. Jesus von Nazaret ist für Christen deshalb das Ereignis und die Gestalt unbedingter Zuwendung Gottes für alle, er ist das Mensch gewordene Zusagewort Gottes an die Menschheit. Durch, mit und in ihm dürfen sich die Menschen als von Gott geliebt und unbedingte angenommen fühlen.

Der Grund der Existenz der Kirche besteht darin, dass dieses Ereignis erfahrbarer, geschichtlich konkreter unbedingter Zuwendung Gottes zum Menschen auch durch den Tod Jesu nicht

aufhörte. Vielmehr machten die Jüngerinnen und Jünger die Erfahrung, dass die in Jesus Gestalt gewordene Zugänglichkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes weiter unter ihnen lebendig war. Ausgestattet mit dem Geist Jesu erlebten sie staunend an sich selbst die Kraft, die unbedingte Zuwendung Gottes zu verschenken. Sie erlebten die todüberwindende Macht der Liebe als bleibende rettende Wirklichkeit in ihrer Gemeinschaft und konnten so bezeugen, dass Jesus weiter unter ihnen lebendig war.

Aus dieser österlichen Erfahrung heraus begründet sich das Wesen der Kirche, das eben darin besteht, „Ort und Geschehen der Begegnung mit dem unbedingten Heilswillen Gottes in der Weise unbedingter Zuwendung zum Menschen zu sein“ (Höhn 2012, S. 84). Kirche will also nicht weniger sein als die geschichtliche Bleibendheit der Zuwendung Gottes zu den Menschen – einer Zuwendung, die nicht bloß abstrakte Idee bleiben will, sondern nach dem inkarnatorischen Willen Gottes mitmenschliche Wirklichkeit sein soll. Oder in den Worten von Hans-Joachim Höhn: „Wenn die Wirklichkeit Gottes als Ereignis unbedingter Zuwendung offenbar werden soll, kann dies angemessen nur im Geschehen unbedingter Zuwendung [zum Menschen] erfolgen. Gottes unbedingte Zuwendung lässt sich angemessen nur bezeugen in einer Praxis, die das vollzieht, was sie bezeugt. Genau dies sind Zweck und Auftrag der Kirche“ (Höhn 2012, S. 84). Kirche soll also „Ereignis und Gestalt der Zuwendung Gottes zu den Menschen (...) sein, die nicht an den Grenzen der Kirche endet“ (Höhn 2012, S. 67).

Eben dieser ungeheure Anspruch ist der Grund für den missionarischen Charakter der Kirche. Die Kirche erfährt in Jesus von Nazaret, dass Gott sich jedem Menschen zuwendet und dass sie durch, mit und in ihm die Macht hat, diese Zuwendung erfahrbare Wirklichkeit werden zu lassen. Kirche kann so den Menschen erfahrbar werden lassen, dass es eine alles Verstehen übersteigende Wirklichkeit gibt, die sich ihnen immer schon liebend hingibt. Die Ursehnsucht des Menschen, zu lieben und geliebt zu werden, kann so als erfüllt erlebt werden. Auf diese Weise kann der Mensch neues Zutrauen ins Leben, in seine Hoffnungen und Sehnsüchte finden. Sein Ausgreifen nach Fülle und Heimat erscheint nicht mehr als absurd, sondern als umfangen von einem letzten Halt unbedingter Treue. „Kirche dient dazu bzw. sie soll dazu dienen, dass Menschen menschlicher werden und deshalb gott-offen, oder gott-offen und gerade deshalb menschlicher. Kirche dient dazu, dass den Menschen die frohe Botschaft für ihr Leben nicht abhanden kommt – und damit auch der gute Grund, vorbehaltlos zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zu ihrem Leben ja zu sagen“ (Werbick 2009, S. 9f.).

Wenn man angesichts dieser Wesensbestimmung von Kirche fragt, warum diese missioniert, dann braucht es hierzu keine allgemeinen Überlegungen über die Struktur von Geltungsansprü-

chen, sondern der Missionsauftrag ergibt sich aus dem Wesen von Kirche. Da Kirche Ereignis unbedingter Zuwendung Gottes an alle Menschen sein soll, kann sie nicht anders ihr Wesen zu verwirklichen suchen als durch unbedingte Zuwendung zu den Menschen. Sie verrät ihr eigenes Wesen, wenn sie sich nicht jedem Menschen zuzuwenden versucht. Da ihr der Auftrag unbedingter Zuwendung als Wesensvollzug eingestiftet ist, muss Kirche also zentral diakonisch ausgerichtet sein. Diakonie aber ist immer „selbstlos, nicht auf Mitgliedergewinnung oder Marktmacht ausgerichtet. Gerade darin ist sie Gotteszeugnis – und will es sein, Zeugnis eines sich verausgabenden Gottes, eines Gottes für die Menschen“ (Werbick 2009, S. 238f.). Gerade in der Absichtslosigkeit zwischenmenschlicher Zuwendung und im Umsonst diakonischer Hilfe wird auf diese Weise die Unbedingtheitsdimension der göttlichen Zuwendung deutlich, die in Jesus von Nazaret Ereignis wurde. Entsprechend hält auch Benedikt XVI. fest: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für Gott ist“ (Benedikt XVI., *Deus Caritas est*, Nr. 31). Gerade indem die christliche Nächstenliebe sich ohne Hintergedanken dem anderen zuwendet, wie er ist, ist sie Zeugnis von der Unbedingtheit der Zuwendung Gottes. Mission wird so verständlich als „Mittvollzug der Bewegung der Sendung und die einfache Geste der absichtslos dienenden Liebe im Mitvollzug der Liebe Gottes, die sich verströmt, auch wo sie antwortlos bleibt“ (Ratzinger 1970, S. 285).

Mitvollzug der Liebe Gottes zum Menschen ist also die kürzeste Definition von Mission und ihre tiefste Begründung. Sie ist vom Wesen der Kirche her unvermeidbar und sie kann sich auch nicht auf den stillen wortlosen Dienst beschränken, sondern braucht immer auch die Rückkopplung an das Wort der Verkündigung. Denn auch wenn der diakonische Dienst der Kirche durch seine Absichtslosigkeit auf die Unbedingtheit der Liebe Gottes verweist, so bleibt er doch missverständlich und in seiner Zeugniskraft gebrochen. Auch wenn Menschen sich ohne Vor- und Nachbedingungen einander zuwenden, kann dadurch das Moment der Unbedingtheit, das in der göttlichen Liebe steckt, nur angezeigt und anfanghaft verwirklicht werden. Um trotz der Ambivalenz jedes geschöpflichen Vollzugs verständlich zu werden, braucht es die Rückkopplung an das explizite Zusage Gottes in Jesus von Nazaret und damit an das missionarische Zeugnis des Glaubens. „*Bonum diffusivum sui*. Liebe muss sich mitteilen, und Gott ist Liebe nicht nur irgendwie, sondern er ist *die* Liebe selbst, von der alle andere Liebe ihren Namen, ihr Wesen, ihr Sein hat (...). Es gibt für die Kirche keine Möglichkeit, sich zufrieden über das Erreichte in sich selbst zu verschließen. Sie ist selbst die Geste der Öffnung und muss sich daher fortwährend in den Dienst dieser Geste stellen und sie geschicht-

lich realisieren“ (Ratzinger 1970, S. 284). Manchmal ist es so, „dass die beste Weise der Mission, d. h. des Weitergebens der Liebe Jesu Christi und seines Wortes, in einer bestimmten Situation diejenige [ist] ... dem anderen gleichsam in schweigender Liebe zu dienen, ohne ihn in einer Form mit der Botschaft zu behelligen, die ihn doch nicht näher an sie heranbrächte“ (Ratzinger 1970, S. 286). Zugleich bleibt es aber so, dass dieses wortlose Schenken durch die explizit christliche Deutung auch noch heilender für den Menschen sein kann. Von daher bleibt die Kirche immer auch gerufen, ihren absichtslosen Dienst an den Menschen durch das explizite Zeugnis für den unbedingt liebenden Gott verständlich zu machen: „Die gläubige Liebe der Kirche kann und darf im letzten nicht darauf verzichten, jedem und jederzeit anzubieten, was sie als Höchstes zu verschenken hat: das Wort der göttlichen Huld“ (Ratzinger 1970, S. 286). Hat man diesen Zusammenhang des Wesens der Kirche mit dem Missionsgedanken einmal erfasst, versteht man auch, warum dieser im Laufe des 20. Jahrhunderts einer grundlegenden Revision unterzogen wurde.

### 3. Neubestimmung des Missionsbegriffs

Mission kann unter diesen Umständen nicht mehr als Verkündigung des christlichen Glaubens mit dem Ziel der Bekehrung Andersgläubiger und damit als Ausbreitung der Kirche verstanden werden, weil diese Zielsetzung gerade die Absichtslosigkeit und Unbedingtheit der Zuwendung Gottes zerstören würde, die durch die Kirche Ereignis werden soll. Mission darf deswegen nicht als Verbreitung der Kirche verstanden werden, sondern als Eintreten für das Reich Gottes. Franz Gmainer-Pranzl beispielsweise plädiert für ein solches Missionsverständnis, wenn er schreibt: „Die Quelle jeglicher Mission der Kirche besteht im Anspruch des Reiches Gottes“ (Gmainer-Pranzl 2011, S. 117). Als zentrales Kennzeichen dieses Reiches nennt er die Befreiung des Menschen (vgl. Gmainer-Pranzl 2011, S. 121–125), sodass er Befreiung und Humanisierung als das entscheidende Missionsziel ansieht. Bei einem derartigen Missionsverständnis zielt Mission letztlich darauf ab, die Menschwerdung Gottes zu bezeugen, indem der Menschenfreundlichkeit Gottes Raum geschaffen wird. Missionare haben in diesem Verständnis die Aufgabe, sich an allen Ecken und Enden der Erde dafür einzusetzen, dass die Marginalisierten mehr Aufmerksamkeit bekommen und die Unterdrückten ihre Rechte durchsetzen können. Ihr Ziel ist dann, dass die Zuwendung Gottes zur Welt Ereignis wird und an allen Enden der Erde Wirklichkeit prägt und verändert.

Mission ist in diesem in den großen Kirchen mittlerweile weit verbreiteten Verständnis Dienst an allen Menschen und Sendung wird verstanden als Sendung zur solidarischen Unter-

**273** Das alte Turmkreuz der Dresdener Frauenkirche wurde am 1. Juni 1993 in den Trümmern wiederaufgefunden und steht heute als Zeichen der Erinnerung und Mahnung im Innenraum der Kirche.

274 Papst Benedikt XVI. betet in der Halle der Erinnerung in der Gedenkstätte Jad Vashem, Jerusalem (11. Mai 2009).

stützung aller, die Hilfe brauchen. Letztlich ist Mission in dieser Perspektive das gemeinsame Unterwegs-Sein in der *Missio Dei*. Ausgehend von Texten wie Lk 4,18f. geht es in ihr um den uneigennütigen Einsatz zugunsten der Menschen (vgl. Wrogemann 2011, S. 40) und um den Kampf für die Befreiung unterdrückter Menschen. Gerade seit den 1990er-Jahren wird dabei besonders Wert auf „Mission als Dienst der Versöhnung“ (vgl. Wrogemann 2011, S. 40) gelegt. Mission kann so helfen, Grenzen zu überschreiten und eine Atmosphäre zu schaffen, die anziehend auf Menschen wirkt. Mit dem ehemaligen Chef des katholischen Missionswerks „Missio“ Hermann Schalück kann man deshalb Mission verstehen als „die Kunst, gemeinsam einen weiten Horizont offen zu halten für das ‚Mehr‘ an Leben und Hoffnung, derer auch die Kirche bedarf“ (Schalück 2010, S. 12). Wichtig an diesem Verständnis ist die Positionierung zwischen Kirche und Welt. Die Kirche steht der Welt nicht mehr als rettende Instanz gegenüber und versucht nicht mehr, möglichst viele Menschen aus der Welt in die Kirche hinüberzuretten. Vielmehr baut die Kirche in der Welt und mit der Welt am Reich Gottes und versucht auf diese Weise, in einer „Koalition der Willigen“ die in

Jesus von Nazaret erfahrbare Menschenfreundlichkeit Gottes in der Welt präsent zu halten.

In Anknüpfung an die Spuren des Logos auch außerhalb der Kirche kann so innerhalb und außerhalb der Kirche am Reich Gottes gearbeitet werden. Kirche kann in ihrem Dienst an den Menschen versuchen, sie offen zu halten für die größere Sehnsucht nach letzter Erfüllung für ihr jeweiliges Leben, ohne vorzugeben, die Erfüllung dieser Sehnsucht im Blick auf einen konkreten Menschen schon zu kennen. Letztlich bleibt das Reich Gottes eine im Irdischen nicht ausschöpfbare Größe, die immer auch auf die noch ausstehenden Verheißungen Gottes verweist und seine Unverfügbarkeit in Erinnerung ruft. „So bleibt das Reich Gottes bei aller geschichtlich-gesellschaftlichen Wirksamkeit, ohne die es schließlich nicht identifizierbar wäre, eine transzendente und unverfügbare Größe“ (Gmainer-Pranzl 2011, S. 128). Mission steht also in der Spannung zwischen dem Verweis auf die schon erreichte Präsenz des befreienden Geistes Gottes in der konkreten Kirche und der noch nicht verwirklichten Fülle dieser Gegenwart. Mission kann hier einerseits nach innen daran arbeiten, die Kirche mehr zum Ort der Gegenwart

**275** Papst Benedikt XVI. und weitere Teilnehmer des interreligiösen Friedensgipfels in Assisi im Gebet mit Friedenslampen vor der Basilika Santa Maria degli Angeli (27. Oktober 2011)

des Reiches Gottes zu machen, und andererseits nach außen mit allen Kräften, die sich dem Geist Gottes öffnen, für das Wohl der Menschen eintreten.

Man wird aus christlicher Sicht daran festhalten, dass es gerade die Nachahmung der Praxis Jesu und die Erzählung der biblischen Geschichten sein kann, die in die größere Freiheit des Reiches Gottes hineinführen. Man wird auch darauf beharren, wie wichtig die Deutung der Befreiungserfahrungen durch das tröstende Wort des Glaubens ist und deshalb immer in der Bereitschaft sein, von der Hoffnung Zeugnis abzulegen, die uns bewegt (1 Petr 3,15). Zugleich wird man das Reich Gottes aber auch nicht mit der Kirche identifizieren und sich immer offen halten für die größere Wahrheit und Gegenwart Gottes. Wichtig an Schalücks Verständnis scheint mir daher zu sein, dass auch die Kirche noch nicht das Reich Gottes ist und noch ein „Mehr“ an Leben und Hoffnung zu erwarten hat. Wie dieses „Mehr“ für den Einzelnen in dieser Welt konkret Wirklichkeit werden kann, weiß auch die Kirche nicht, sondern muss es im Einsatz für mehr Menschlichkeit und im Kampf gegen Not und Unterdrückung herauszufinden suchen. Hierbei ist sie Lernende und nicht im-

mer schon Wissende, sodass sie mit den Menschen auf die Suche gehen kann. In diesem Verständnis ist Mission „der beste Beitrag der Kirche zum Dialog der Kulturen und Religionen“ (Schalück 2010, S. 12).

#### 4. Zeugnis und Demut

Eingeholt werden kann dieses neue Missionsverständnis nur dann, wenn in ihm das beharrliche und konfessorisch bestimmte Zeugnis für Christus mit einer demütigen Einsicht in die Begrenztheit der Artikulation dieser Bestimmtheit im eigenen Glauben verbunden wird. Das Wort Demut klingt in diesem Zusammenhang vielleicht ein wenig altbacken, beschreibt aber sehr genau, was in epistemischer Hinsicht im interreligiösen Dialog und auch im missionarischen Tun der Kirche gefordert ist. Auch wenn man glaubt, dass Gott selbst sich in der eigenen Tradition offenbart hat, so trägt man diesen Schatz seiner Gegenwart doch – mit Paulus gesprochen – in „zerbrechlichen Gefäßen“ (2 Kor 4,7). Nie wird es dem Menschen gelingen, das Unbedingte als

Unbedingtes in all seinen Dimensionen zu erfassen, sodass der Mensch zeit seines Lebens immer Lernender bleibt – auch im interreligiösen Dialog und auch im missionarischen Einsatz. In epistemischer Hinsicht ist jeder Mensch so sehr durch seinen kulturellen und lebensweltlichen Hintergrund geprägt, dass die Begegnung mit anderen Kulturen und Lebensformen immer helfen kann, die eigene Wahrheit neu und tiefer zu verstehen. Angesichts des im Christentum fest verankerten eschatologischen Vorbehaltes und angesichts der Fallibilität allen menschlichen Urteils ist jedes Glaubenszeugnis immer auch vorläufig und verbesserungsfähig. Von daher kann ein Christ bzw. eine Christin die eigene Glaubenslehre und die eigene doktrinale Gestalt des Glaubens bzw. sein Erkennen und Verstehen dieser Gestalt immer nur in einer Haltung der Demut äußern – im Wissen um deren Vorläufigkeit und Brüchigkeit. Die aus dieser Einsicht folgende epistemische Demut sollte Menschen aller religiöser Traditionen im Umgang miteinander prägen, weil für alle gilt, dass sie das Geschenk des Unbedingten nur auf bedingte, symbolische und damit missverständliche Weise ausdrücken und bezeugen können.

**276** Erste Generalaudienz von Papst Franziskus am 27. März 2013 auf dem Petersplatz in Rom

Auch der Missionar bzw. die Missionarin kann deshalb nie nur in der Haltung des Gebens und Verkündens auftreten, sondern braucht ebenso das liebevolle Hinhören auf die anderen.

Aus dieser Einsicht in die Bedingtheit des eigenen Verstehens und dem damit verbundenen Wunsch zu lernen, resultiert (auch in der Mission) – so die Bostoner Vorreiterin der Komparativen Theologie Catherine Cornille – der Impuls zum Dialog. Dieser setze „ein demütiges Bewusstsein von der Begrenztheit des eigenen Verstehens und Erfahrens und von der Möglichkeit der Veränderung und des Wachstums voraus“ (Cornille 2008, S. 9). Demut spiele in der christlichen Spiritualität und anderen religiösen Traditionen seit jeher eine große Rolle. Dabei beziehe sie sich traditionell meistens nur auf die menschliche Stellung Gott gegenüber und nicht auf die epistemischen Ansprüche des Glaubens. Es gehe also oft um Demut der Wahrheit gegenüber, ohne zu bezweifeln, dass man sie hat (vgl. Cornille 2008, S. 29f.). Dies ändere sich grundsätzlich erst durch das typisch moderne Bewusstsein von der Gewordenheit und Historizität aller sprachlichen und symbolischen Ausdrucksformen des Glaubens. Im christlichen Glauben sind es aber nicht nur diese geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die für eine epistemische und doktrinale Demut sprechen. Vielmehr kann man diese Grundhaltung auch aus der Gestalt der im Christentum bezeugten Gotteszuwendung zur Welt begründen. Denn so wie Gott sich in der Menschwerdung verletzlich und berührbar macht, so wie er sich irritieren und verletzen lässt von den Sorgen der Menschen, so gilt es auch, in der Reflexion auf dieses Ereignis berührbar und verletzlich zu bleiben. Ein Gott, der am Kreuz um die Zuwendung des Menschen wirbt und gerade in seiner Ohnmacht und Verletzlichkeit seine Macht und Treue zeigt, kann kaum durch eine Theologie bezeugt werden, die triumphierend und siegessicher auftritt, sondern braucht ein Zeugnis in Demut und Schwäche.

Für den Kontext der Mission ist es wichtig, dass auch das Beharren auf der eigenen Wahrheit gegen den anderen nicht der hier geforderten Demut widerspricht, sofern man mit der Möglichkeit rechnet, auch im Widerspruch noch vom anderen zu lernen (Schaeffler 2008, S. 248). Selbst wenn der Glaubensbote gegenüber dem anderen Recht haben sollte, kann er schon aus epistemischen Gründen auch durch den anderen das Eigene besser verstehen. Letztlich ist es immer möglich, dass der eigene Glaube in völlig neue Horizonte gerückt werden kann, sodass sich sein Verstehen radikal ändert (vgl. Fredericks 2010, S. xix) und natürlich bergen solche Veränderungen auch verunsichernde Seiten in sich. Aber gerade dadurch, dass der christliche Glaube die Weisheiten fremder Traditionen verarbeitet und würdigt, gewinnt er an Glaubwürdigkeit und sein universaler Anspruch wird verständlich und glaubwürdig (vgl. Cobb 2009, S. 91).

Bei aller berechtigten und notwendigen epistemischen Demut braucht der interreligiöse Dialog auch klare Standpunkte

und Treue zur eigenen Tradition (Abb. 274, 275). Wenn wir nicht bereit sind, eine bestimmte, konfessionelle Überzeugung in den Dialog einzubringen, fällt jedenfalls „ein entscheidendes Element des Dialoges aus“ (Tietz 2009, S. 326). Angesichts der Unverzichtbarkeit des konfessorischen Zeugnisses im interreligiösen Dialog kann man deshalb mit Catherine Cornille ganz nüchtern festhalten, dass jeder authentische Dialog notwendig eine missionarische Dimension enthält, sodass man Mission und Dialog zwar unterscheiden, aber auch nicht auseinanderreißen sollte (Cornille 2008, S. 71f.). Überhaupt lassen sich Dialog und Mission nur schwer trennen und jede Form der authentischen Bezeugung des eigenen Glaubens hat auch etwas Missionarisches an sich.

Dabei macht es freilich einen großen Unterschied, ob ich den anderen von meiner Position überzeugen will, weil ich seine Position für objektiv defizitär halte (wie im klassischen Missionsverständnis), oder ob ich für die eigene Wahrheit eintrete, ohne deswegen schon vorher zu wissen, was diese Wahrheit für die Position des anderen bedeutet und wie sie sich zu seinen Wahrheitsansprüchen verhält. Auch in der Mission geht es um das Zeugnis für den Anspruch Jesu Christi und das Bauen am Reich Gottes, ohne schon vorher zu wissen, wie sich Menschen anderer Religionen und Weltbilder dazu verhalten. An dieser Stelle ist es wichtig, in der konfessorischen Verbundenheit mit der eigenen Tradition nicht die epistemische und doktrinale Demut zu vergessen, auf die sich das dialogische Denken insgesamt, aber auch jede Form von Mission verpflichten sollte.

Zeugnis und Demut gehören also in der Mission genauso wie im Dialog unlösbar zusammen. Denn gerade der Begriff des

Zeugnisses macht bei aller Betonung existenziellen Einsatzes auf die Begrenztheit des eigenen Standpunkts aufmerksam: „Doch die Betonung des Zeugnisgebens bringt auch ein Element der Demut in den Dialog zwischen den Religionen hinein, weil es auf die Tatsache verweist, dass man immer nur seine eigene Erfahrung und Einsicht bezeugen kann. Dies schafft eine Offenheit für den Anderen und damit einen Raum, in dem der Andere wiederum über die Wahrheit seiner Tradition Zeugnis ablegen kann“ (Cornille 2011, S. 56f.). Zugleich kann erst dieser Verweis auf das persönliche Angesprochensein durch Gott Zeugnis von dem Gott Jesu Christi sein, der seine Macht ja gerade nur in der personalen Zuwendung zum Menschen erweist. Gottes Dasein und seine unbedingte Zugänglichkeit für den Menschen können also nur durch ein solches personales Zeugnis in Demut erfahrbar werden. Eben wegen dieser Angewiesenheit auf die menschliche Gestalt seiner Vermittlung ist es für das Christentum so wichtig, nüchtern und kritisch darauf zu schauen, wie sich sein Credo durch die Zeiten hindurch darstellt und bewährt. Die gerade im Blick auf vergangene Zeiten geschärfte Wahrnehmung der Ambivalenz des menschlichen Zeugnisgebens von der in Christus Ereignis gewordenen Menschenfreundlichkeit Gottes kann Raum geben zur je neuen Suche nach einer glaubwürdigen Gestalt von Kirche (Abb. 276).

| Literatur: Benedikt XVI., *Deus Caritas est*; Bonhoeffer 1994; Bünker 2011; Cobb 2009; Cornille 2008; Cornille 2011; Fredericks 2010; Gmainer-Pranzl 2011; Höhn 2012; Lehmann 2010; Quack 2011; Ratzinger 1970; Ratzinger 2005; Schaeffler 2008; Schalück 2010; Spaemann 2007; von Stosch 2012; Tietz 2009; Werbick 2009; Wrogemann 2011